

## 14] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Der Zug pfliff; Versailles verschwanz. Die beiden Beamten waren allein. Ihre Blicke suchten in der Ferne die anmutigen Bienen der Landschaft, die Baumgruppen, das Gehölz, die ruhigen Häuser, den weiten blauen Himmel, wo der Rärm und der Rauch dahinschwanden. Sie hatten Zeitungen, aber sie sahen nicht hinein. Gern hätten sie weitergeplaudert; sie konnten es nicht. Schließlich berührte Herr Rutor doch die Frage, die ihn verfolgte:

„Was sagen Sie zu dem allen, Herr Präsident?“

Herr Motiers de Fraisse runzelte ärgerlich die Stirn, ließ mit der gewöhnlichen Bewegung die Hand durch den Bart gleiten und antwortete:

„Es ist eine sehr schwierige Sache.“

„Wie stets, wenn man die Tatsachen deuten muß. Wie kann man es wissen . . . ? Wie kann man die Absicht aus dem Geschehen herausfinden, durch die es allein ein Verbrechen wird? . . .“

Herr Motiers de Fraisse antwortete nicht auf diese Worte. Auch er hatte einstmals als Staatsanwalt im Namen der Gesellschaft verurteilt, und zwei oder drei schuldige Häupter waren durch ihn gefallen. Jetzt in diesem Augenblick freute er sich, dieses Amt nicht mehr zu bekleiden. Hinter die Neutralität seiner Funktion verschänzt, gab er Tatsachen das Wort. Rentte er den Spruch, ohne es zu wollen, in eine bestimmte Richtung? Er glaubte es nicht. Zwischen den entgegengesetzten Thesen der Anklage und der Verteidigung hatte er nicht zu wählen: das war Sache der Geschworenen. Er hielt die Stange der Waage. Der Spruch der Geschworenen bestimmte das Urteil. Er formulierte es mit der Ruhe eines selbstregistrierenden Apparates.

„Der letzte Zwischenfall,“ begann er — und gab der Unterhaltung eine neue Wendung — „hat keine Bedeutung, das versteht sich von selbst; vor dem Gesetz zählt diese Vater-schaft nicht.“

„Aber sie hat doch existiert!“

„Juristisch nicht, also müssen wir sie ignorieren.“

„Wir wissen so vieles nicht, teils in bestimmter Absicht, teils aus Unverstand. Aber schließlich müssen wir doch urteilen.“

Herr Motiers de Fraisse wurde etwas nervös. Diese Betrachtungen hätten ihn schon erschreckt, wenn sie von einem beliebigen anderen ausgesprochen wären, und nun noch im Munde eines Staatsanwalts! Er meinte, daß die Kritik überhaupt nicht vorsichtig genug sein könne, wenn es sich um die schützenden Institutionen der sozialen Ordnung handelt. Zweifellos ist es schwierig, die Ordnung der menschlichen Gesellschaft, das Kräftepiel mit dem Kultus dieses ungreifbaren Absoluten, das man Gerechtigkeit nennt, in Einklang zu bringen. Aber je delikater das Problem, um so vorsichtiger muß man daran rühren. Riskierte man doch, wenn man sein Fundament zu gründlich untersuchte, den ganzen Bau zu erschüttern! . . . Es gab schon genug querköpfige Grübler, Utopisten, Charlatans, die das besoraten. Die Verantwortlichen und Berechtigten hatten es nicht nötig, sie unbesonnenerweise noch darin zu unterstützen. Er dachte einen Augenblick nach. Vielleicht suchte er nach einem Wort, das seine Meinung ausdrückte, ohne seine Gefühle zu verletzen. Er sagte sich, es sei am besten, die Erfahrung sprechen zu lassen, und er gab es auf, sich in Allgemeinheiten zu ergehen. Er fuhr fort:

„Wußte der Angeklagte von dieser Vater-schaft? Das ist die einzige Frage, die uns interessiert. Denn wenn er sie kannte, wußte er auch von dem Testament und konnte es voraussehen.“

„Nein, das ist nicht ganz sicher!“ erwiderte Rutor, der Einwände erhob, um Widerspruch zu erzeugen.

„Es ist äußerst plausibel. Wenn er diese Vater-schaft kannte, die das Testament verstehen läßt, weshalb verbarb er sie? Weil er schuldig ist . . .“

„Er wird niemals eingestehen, daß er sie kannte.“

„Wer weiß! Ich werde die alte Frau noch einmal vernehmen. Wir werden sie kontradiktorisch prüfen!“

„Und wenn er sie wirklich nicht kannte, kommen wir doch nie zu einer für ihn günstigen Gewißheit. Wir müßten seine Versicherungen als zuverlässig hinnehmen, weil wir keinen Gegenbeweis haben. Das ist alles!“

„Ueberlassen Sie doch Brévine diese Einwände,“ antwortete Motiers de Fraisse. „Er wird sich das schon zunutze machen. Sie dürfen überzeugt sein, daß ihm nichts entgeht.“

Rutor schwieg; er verfolgte seine Gedankengänge weiter und empfand die unendlichen Folgen der Wertungleichheit zwischen den Beweisen für und gegen den Angeklagten; seine Zweifel wuchsen. Da er jedoch fühlte, daß seine Kritik einen Mann unangenehm berührte, der besser als er zu seinem Beruf paßte und dessen Geist dogmatischer und weniger kühn war, ging er nicht weiter.

„Wie es auch sei,“ sagte er trotzdem, „wir hatten die schöne Szene eines Schauerstückes, aber keinen neuen Beweis.“

Herr Motiers de Fraisse erwiderte etwas trocken:

„Aber keine Mutmaßung weniger, und die sind zahlreich.“

„Das ist wahr,“ gab Rutor zu, aber er verbesserte sich gleich: „Trotzdem fühle ich mich auf wenig sicherem Terrain. Es ist selbstverständlich, daß wir diese Vater-schaft ignorieren, wenn sie auch in unseren Augen sicher ist. Der Fall hat sich nicht geändert. Aber er nimmt eine schreckliche, erschütternde Wendung.“

„Ein Prozeß, über dem ein Todesurteil schwebt, ist immer feierlich und schrecklich.“

„Aber nicht so wie dieser da. Ich bin nicht weichherzig gegen Verbrecher. Man kann mir nicht vorwerfen, bei ihrer Bestrafung gezögert zu haben. Aber hier habe ich das Gefühl, in einem Fall zu intervenieren, der sich unserer Gerechtigkeit entzieht.“

„Welche Strupell!“ unterbrach ihn der Präsident. „Alle menschlichen Dinge beugen sich der menschlichen Gerechtigkeit an. Wie sollte man sonst leben . . . Wir suchen, so gut wir können, die Wahrheit, wir handeln nach unseren Gewissen, im Geist des Gesetzes, das sich von Jahrhundert zu Jahrhundert vervollkommen hat, des Gesetzes, dessen Diener und Hüter wir sind. Darin liegt unsere Pflicht.“

Herr Rutor hörte zu diskutieren auf. Tausendmal hatte er sich dasselbe gesagt, es war die Wahrheit selbst. Warum genügte sie nicht, auch diesmal seinen Geist zu beschwichtigen? Warum hieß ihn eine andere Stimme an die Unschuld dieses Mannes glauben, um den sich die Indizienbeweise häuften, und dessen Kopf er morgen fordern sollte? . . .

### 10. Kapitel.

Die jungen Vermantes verließen erschöpft das Gericht. Ihr Vater hatte sie durch Brévine bitten lassen, nicht zu ihm zu kommen. Der Rechtsanwalt hatte die Bestellung ausgerichtet und den Kindern seine Unruhe verborgen.

„Ich versichere Ihnen, daß es nicht schlecht steht. Alles wird sich zu seinen Gunsten wenden. Nur Mut!“

Dann kam Charreire, um ihnen die Hand zu drücken, und schwor, daß er an der Unschuld seines Freundes nicht zweifle.

„Wenn es eine Gerechtigkeit gibt, wird sie sich morgen offenbaren.“

Dann belegten sie und der Dunkel die vier Ecken eines Coupees, in dem sie allein zu bleiben hofften. Als sich der Zug in Bewegung setzte, kam ein verspäteter Reisender noch eilig herein. Es war Herr Noirmont, einer der Zeugen. Er grüßte sie respektvoll und verschwand hinter seiner Zeitung. Seine Gegenwart störte sie weniger als die Herrn Marney; jener war nur ein Fernstehender, der sie vielleicht beklagte, dagegen empfanden sie die Feindseligkeiten ihres Verwandten, dem eine großmütige Rolle aufgezwanzt wurde, die das Maß seiner kleinen, von Horn und Groll erfüllten Seele überstieg. Er glaubte bestimmt nicht an die Unschuld ihres Vaters. Er hatte nie daran geglaubt. Auch wenn sie sich, wie Charreire gesagt hatte, morgen durch die Justiz offenbaren würde, er würde weiter daran zweifeln. Beson-

ders jetzt, nach dieser Sitzung, die den schweigenden Tadel, den er schon in den glücklichen Zeiten für seinen Schwager gehabt hatte, bestätigte. Die Aussage von Luise Donnas hatte das Drama auf eine Höhe getrieben, die Schwindel verursachte. In seine Ede gedrückt, dachte Marner an seine Frau, die ihm wieder vorwerfen würde, „sich in diese Sache gemischt zu haben“. Hätte er nur den letzten Schlag voraussehen können, er wäre sicher ihrem Rat gefolgt. Und wie kann er diese neue Wendung des Skandals seiner Tochter auseinandersetzen, einem so wohlgezogenen, ordentlichen Mädchen, die man mit ihren fünfzehn Jahren vor jedem verderblichen Einfluß hütete? Wenn ihre Cousine und ihre Vettern nur zu ihr kamen, wurden sie schon blaß. Sie sprach mit zusammengekniffenen Lippen mit ihnen und hegte keine herzlichen Gefühle für sie. Er hatte dieselben Empfindungen. Nur verstand er besser zu heucheln. Aus Scheu vor dem Urteil der Welt fürchtete er, die unheilvollen Verwandten zu verlassen. Er hatte jene Angst vor ihnen, die ein feiger Mensch bei der Annäherung eines ansteckenden Kranken verspürt. Die unzufriedenen Blicke, mit denen er sie auch jetzt noch maß, da sie einer großherzigen Härlichkeit bedurft hätten, verrietten seine wahren Gefühle. Er erfüllte, wie er es selbst so treffend nannte, „nur seine Pflicht“.

Als der Zug am Pont de Grenelle hielt, fragte sie Herr Marner mit erzwungener Freundlichkeit:

„Wollt Ihr nicht bei uns Abendbrot essen?“

Man hörte ihm an, wie er sich jede Silbe aus der Kehle rang. Sie schlugen die Einladung ab. Herr Marner tat, als ob er sich nicht abweisen lassen wollte.

„Ich glaube, Eure Tante erwartet Euch.“

Diesem noch mühsamer gequälten Sabe folgte einer jener Senfzer, die man nach einer verzweifeltten Anstrengung hervorstößt.

„Danke sehr, wir möchten lieber nach Hause.“

Roland flügte entschuldigend hinzu:

„Keneke ist vollkommen erschöpft.“

Herr Marner senkte den Kopf und meinte mit einem Senfzer: „Das läßt sich begreifen.“

Die drei jungen Leute gingen schnell über die Brücke, welche von Arbeitern, die jetzt von ihrem Tagewerk heimkehrten, wimmelte. Eiligen Schrittes durchschritten die Kinder die Rue de Boulainvilliers und waren in einigen Augenblicken vor ihrem Haus. Ihr Vater hatte es nach seinem Geschmach von Tony Gabiet, dem beliebten Architekten, erbauen lassen. Der Stil war ein Gemisch gotisch-florentinischer Kunst. Spitzbogige Türen und Fenster, Balkons aus Schmiedeeisen, und über dem Hausvorhang unter einer, Strozzi nachgebildeten Laterne, stand Vermantes Devise: Labor vincit. Früher klang helles Geschirrlabern aus dem Erdgeschloß. Unter dem Schutzbach sah man Leute, die kamen oder gingen, Wagen und Autos hielten vor der Freitreppe und belebten die vereinsamte Straße. Rechts gleich das Haus mit seinen geschlossenen Fenstern, seiner Schweigsamkeit und seiner Verlassenheit einem alten Palast, in dessen vernachlässigten Räumen die ruinierten Nachkommen ein trauriges Asyl gefunden haben. Manchmal standen Leute, die durch die Rue de Boulainvilliers gingen, still und zeigten auf das Haus von Vermantes. Dann setzten sie ihren Weg fort, indem sie über seine augenblickliche Wohnung Wäse machten.

(Fortsetzung folgt.)

## Große Berliner Kunstausstellung.

Die Säle, in denen man die Malgeschichte der letzten 25 Jahre zeigen wollte, sind das eigentlich Interessante, was es diesmal in Moabit zu sehen gibt. Obgleich von vornherein festzustellen ist, daß diese geschichtliche Vorführung keine vollkommene sein kann, weil nämlich die Berliner Sezession abseits blieb, so läßt doch eine Wanderung durch diese Räume des Erinnerns mancherlei Schicksale und Zusammenhänge wach werden. Man hat nach Städten disponiert; über den Nutzen solcher Aufteilung läßt sich streiten. Die Eisenbahn hilft immer mehr dazu, der Kunst ein europäisches Niveau zu schaffen; da bleiben denn für das Unterirdische von Berlin und München wenig Merkmale übrig. Immerhin, es läßt sich schon eine lokale Gruppierung der Künstler diskutieren: Menzel hätte in München kaum wachsen können und Lenbach wäre in Berlin unmöglich gewesen; ob aber die fleischlichen Dekorationen der „Scholle“, der Puz und Püttner, nicht auch in Berlin hätten gemacht werden können, wer mag das entscheiden.

Wir beginnen mit München. Ein Porträt von Leibl wird mit Recht an den Anfang der Entwicklung gesetzt; indessen, es

bleibt das Bild in diesem Saale einsam. Es hat nämlich Leibl eine entscheidende Wirkung weniger auf seine Stadtgenossen, als auf Trübner, den Karlsruher, und Liebermann, den Berliner, geübt. Im Saal der Münchener kann man eigentlich nur den Landschaftler Toni Stadler, dem geistigen Kreis Leibls zugählen; doch selbst bei diesem Maler möchte man überlegen, ob er nicht intimer mit Schönleber (abermals in Karlsruhe) verwandt ist. Der hier gezeigte Leibl ist übrigens ungewöhnlich trocken, und fast möchte man sagen, schwach. (Ein zweiter Leibl [Nr. 513] ist offenbar eine Fälschung.) Ganz münchenerisch ist der Defregger, so recht Romantiker des Ateliers und Unbekümmertheit des Künstlers, der sich in seine Ideen einspinnt und im übrigen die Welt laufen läßt, wie sie mag. Er macht halt Tiroler, weil's so lustig ist, die langen Härte und die großen Hüte, die Joppen und die Stutzen abzumalen. Das ist auch die Meinung des Adam Adolph Oberländer; nur, daß der immer noch irgendeinen Humor hinzutun muß. Aus den „Fliegenden Blättern“ kennen wir die lächelnde Gutmütigkeit dieses weltverstandenen Großpapas. Er pflegt auch mit Einsiedlern, mit Mönchen und Mönchfrauen vertraulichen Umgang. René Reinecke und Peter Philippi gehören gleichfalls dem Kreis der behaglich schnurrenden Chronisten an. Philippi hat sich mit der Festigkeit des Johannistriesen in die lautlosen Gassen verborgener Städtelein, in die Blumenbreiter runder Grobmütter und in die Tabaksbeutel schmauchender Papas verliebt; Reinecke beobachtet die lebendige Gegenwart auf der Straße, in den Kaffeekäusern, in den Salons, er sieht mit spöttischem Lächeln, aber niemals böshaft, die höheren Töchter, die nichtsnutzigen Damen, die Blöße der Kavaliere. Vielleicht könnte man auch Adolph Pöngeler, der didaktische Engel, der Aeder bestellen oder Rosentöpfe gießen läßt, zu dieser Gruppe der humorigen Münchner rechnen. Eine völlig andere Natur ist der Tiermaler Jügel, der Ueberwinder des Menschenmalers Lenbach. Lenbach, das war die künstliche Beleuchtung, die effektvolle Zerlegung in überhitztes Licht und dramatisiertes Dunkel; eine hysterische Bühnenregie war die Kraft dieses malenden Richard Wagners. Solche Kunst der Kulisen und des Scheintwerfers (eine Frauenstirn leuchtet geheimnisvoll, das Weiß der Augen schrillt aus brauner Dämmerung) mußte ein Ende nehmen, als die Wirklichkeit der Sonne, die Gesundheit ihres atmenden Lichtes und ihre natürliche, lebensvolle Wärme wieder entdeckt wurden. Für München ist Jügel einer dieser Entdecker gewesen; auf dem Fell der Kühe und auf dem Grün der Weiden zeigte er den unerschöpflichen Reichtum der wahrhaftigen Sonne und erlebte damit die Bühnenbeleuchtung des Ateliers. Es war nur selbstverständlich, daß solch entscheidende Wandlung ihre Jünger fand; die Puz und Püttner, auch Angelos Jank wandten die freimütige Art Jügels, das Licht zu sehen, an den Menschen und überwandten damit endgültig das drapierte, heldenhafte posierende, mit dämonischem Braun übergoßene Bildnis. Die Farbe wurde neu geboren. Zugleich, notwendig bedingt, lernten die Hände eine neue Technik, den sprühenden, die Gegenstände umspielenden Sonnenlichtern verwandt: den breiten modellierenden Strich. Das Mädchenporträt von Leo Puz und die beiden Soldaten von Walter Püttner, die hier hängen, zeigen die sommerhafte Gesundheit dieser, von den Wandern des Ateliers befreiten und der Natur jubelnd in die Arme stürzenden Malerei. Zu diesen Lichtbringern gehörte auch Friedrich Uhde; auch er genos das Rieseln der heißen Sonne durch regsame Blätter. Aber es war doch noch etwas anderes in diesem Maler wirksam, etwas, was wie eine Fortsetzung, wie eine Erfüllung, der Defregger und Oberländer gewertet werden kann. Die Anekdote wurde zum schicksalvollen Erlebnis erhöht. Während die breitpinseligen, farbenfröhlichen Puz und Püttner die Tendenz zum Dekorativen, zum lauten Schmutz der Wand, kaum zurückhalten können, versenkt sich Uhde mit schweigsamem Empfinden in die Seele stiller Menschen, er findet das Leid und die weinende Sehnsucht. Das Bild, das wir hier sehen, die am Zaun der Landstraße lehrende, müde gewordene Frau, die inmitten verschneiten Landes wartet, ob der quer feldein schreitende Mann Herberge findet, diese neu empfundene Weihnachtsgeschichte, ist charakteristisch für die männliche Art der Liebe dieses Malers.

Gingegen: die Hysterie einer weiblichen Verliebtheit wird durch Franz Stud aufdringlich serviert. Man findet diesen bengalisch beleuchteten Ahlsen, der Pompeji mit Conrad Kiesel vermischt, nicht in den Münchener Sälen der historischen Abteilung, er bekam weiter vorn eine umfangreiche, viel zu umfangreiche Kollektivausstellung. Er muß aber im Zusammenhang mit den übrigen Münchenern angeschaut und besprochen werden. Dieser Stud ist reich an Phantasie; es ist dies aber die Phantasie des Banoptikums und der Schreckenskammern. Er sieht die Sünde als brünstiges Weib von einer dämonischen Schlange umringelt; er sieht die Sphinx, den Leib des fragenden Jünglings zerfleischen. Es bleiben aber alle diese Halluzinationen kreischenden Blutes toter Stoff, weil Stud (man betrachte die verführerischen Wilder in der Nähe und im einzelnen) überhaupt und tatsächlich nicht malen kann.

Mehrere große Säle wurden für Berlin und andere Städte Preußens eingerichtet. In diesen Sälen spürt man das Fernbleiben der Sezession recht empfindlich. Es ist ein Menzel zu sehen, eine Projektion in Gastein, ein typisches Bild jammeler Beobachtung; es ist aber kein Liebermann da. Es bleibt also die entscheidende Linie der berlinischen Kunst verborgen, die vom alten Chodowicki über Krüger und Effeck zu Menzel und dann zu

Liebermann führt; damit ist der berlinische Kunst in ihrer Ganzheit das Rückgrat ausgebrochen. Man mag sich umsehen: das spezifisch Berlinische fehlt. Starbina mit einem seiner spätesten und darum schlechtesten Bildern, dem „Rehr Wolf“, genügt nicht, um die zum Leben durchgedrungene berlinische Malerei zu kennzeichnen. Was wir in diesen Sälen zu sehen bekommen, ist eigentlich mehr die in der Entwicklung stehengebliebene und damit historisch bereits erledigte Kunst. Wir sehen Conrad Kiesel und Koner, die beiden selbstgefälligen Porträtarrangeure, den alten Wegas, den Bildhauer des Reichsbarocks, Meherheim, den malenden Sachländer, Schott, Hertzer, Kauer und einige der übrigen Denkmalsmehrer. Bei Arthur Kampf, der es in Berlin bis zum Präsidenten der Akademie gebracht, ist man versucht, an Düsseldorf zu denken; das großformatige Historienbild, das er hier zeigt, hat noch keine Spur von der jetzigen, am Impressionismus geschulten Vortragsart des Malers. Dieses Bild ist Akademie und damit nicht lokal festzulegen, vielmehr verwandt mit allem übrigen Akademischen. Das Akademische ist die verhängnisvolle Internationalität der Kunst! Ob man Ludwig Knau einen Berliner nennen kann, ist sehr fraglich; er kam aus Düsseldorf und ist dem Bantier und dem Peter Janssen, dem Lehrer des noch jetzt für das alte Düsseldorf charakteristischen Gebhardt verwandt. Von Gebhardt ist hier übrigens ein temperamentvolles, von der späteren Geschichtslitteratur noch nicht belastetes, an der Derbheit des Engländers Hogarth und an der Dramatik Daumiers entzündetes Frühbild zu sehen.) Auch mit Friedrich Kallmorgens Berlinertum ist es unklar bestellt. Er gehört, wenn auch nur von ferne, zum Kreis um Liebermann; seine Bilder sind aber doch mehr provinzial, sozusagen für ein Reisehandbuch durch Deutschlands Häfen, nachempfunden, als mit der sicheren und sichtenenden Oekonomie des Großstädtlers organisiert. Ganz interessant ist es, ein frühes Bild des Lesser Urh zu treffen; es stammt aus dem Jahre 1884 und zeigt eine Landschaft aus Flandern. Ganz grün ist das kleine Bild und schon fast hell. Einen Augenblick erinnert man sich, daß Urh stets behauptet, er sei der eigentliche Lehrmeister Liebermanns; sieht man das kleine grüne Bildchen dann aber genauer an, so zeigen sich schon an dieser frühen Arbeit recht deutlich die Spuren der späteren Nervosität und einer Färbigkeit, die genau das Gegenteil von dem ist, was Liebermanns Stärke ausmacht.

Was die übrigen Städte Preußens betrifft, so werden wir durch Karl Vinnen und Alfred Mohrbutter an die hoffnungstrotze Episode der Worpssweder, dieser melancholischen Maler der moordunstillen Wasserante, erinnert; Fritz Böhle, der in Frankfurt wohnt, zeigt als einer von manchen den Einfluß Thomas und Andreas Achenbach, der mit einer jener sauber geglätteten Landschaften, wie sie die Düsseldorfser und andere Deutsche während der achtziger Jahre in Italien malten, vertreten ist, scheint uns glauben machen zu wollen, daß die rheinische Akademie noch heute in Allmacht regiere. Die eine kleine Landschaft von Eugen Kampf reicht nicht hin, um von den jungen Düsseldorfern, die inzwischen übrigens schon wieder alt wurden, Kunde zu bringen.

Gewiß, für den Liebhaber der Malgeschichte gibt es hier noch manche Seltenheit und Delikatesse zu entdecken: ein äußerst akkurat, fast hartes, aber doch männlich schönes Bildnis, das Ferdinand Harzack malte, ein Porträt von der jaghaft strebenden Hand des Stauffer-Bern, einen Pierrot, wie ihn Leo von König früher in der Sezession des öfteren gezeigt hat, und der sich heute in seiner geschmackvollen Melancholie höchst seltsam neben einem mit ostelbischen Augen gesehenen Dirschkampff (vom alten, ehrlichen Frieße) ausnimmt.

Der Dresdener Saal ist recht geschickt zusammengestellt worden. Max Klinger aus Leipzig bildet das Zentrum. Die bekannte Grablegung, eines der besten Bilder dieses viel experimentierenden und von der Natur zum Graphiker bestimmten (durch den Reichtum des Vaters aber zur Monumentalität verführten) Künstlers, ist ein Werk von gefälliger Ordnung und tiefer deutscher Innerlichkeit. Ganz kurios wirkt daneben Richard Müller, ein quenglicher Schulmeister, wie er nur in Sachsen gedeihen kann; und doch zum mindesten eine Kuriosität für Anatomen; Müller malt eine Nonne mit jeder Pore der Haut, jedem Fältchen der Haube; bei einer Biege zeigt er jedes einzelne Haar. Arbeitsfleiß hat dieser mikroskopierende Fanatiker. Die beiden Dekorationsmaler Zwintscher und Unger, die hartgezeichneten Naturalismus zu plakatarischer Wirkung bringen, sind in gewohnter Weise verortet; Unger mit einem Einschlag dämonischen Helenentums, Zwintscher gemietlicher. Vanher bewährt die schön abgewogene Kraft eindringlicher Menschenforschung; er zeigt eine der von ihm schweißsam geliebten heftigen Bäuerinnen, eine Alte, ganz in Schwarz, mit einigen verlorenen grünen Anhängen. Ein neuer Mann ist Meyer-Buchwald; mit fasten grauen und grünen Flächen weiß er Frühlingsstimmung in sein Bild zu bringen; ein Wanderer blickt mit blaubbüchsenaugen in die harmlose Welt.

In dem Karlsruher Saal treffen wir drei starke Künstler: Thoma, Schönleber und Trübner. Schönleber bekam außerdem zwei große Räume für eine Kollektivausstellung. Thoma wird als ein echter deutscher Landschaftler in die Malgeschichte eingehen; Schönleber wird in weitem Abstand zwar, aber immerhin doch noch zugehörig, neben dem Eigenbrötler des Schwarzwaldes stehen. Thomass Landschaften sind erschaut, erwandert, gepflückt; Schönleber sucht Motive, um sie in ein Bildchen zu verarbeiten. Er

tut das mit großer Reigung und herzlicher Hingabe; aber es bleibt doch ein Rest von Malprofessor in diesem Naturfreunde. Thoma wirkt oft fast ungeschult, fast dilettantisch; aber niemals läßt er sich die kindlich hellen Augen durch irgendein System oder ein Programm irre machen. Von Trübner sieht man eines seiner bekanntesten, großformatigen Reiterbildnisse, den Hefsen. Man erinnert sich spontan an die gegenwärtig in der Sezession hängende Kollektivausstellung und weiß dann, wach eine formende Manneskraft in diesem Künstler lebendig ist. Die Stuttgarter haben niemanden, der das Maß des Wohlgefälligen übersteige. Der verstorbene Pleuer, der Maler der Eisenbahn und der Glashütten-Interieurs, hält sich; er malte mit dem Herzen. Goug langweilt auf die Dauer; diese ewigen, halbdunklen Soldatenbilder sind wohl aus anständiger Gesinnung gesprossen, sie entbehren aber des Temperamentes. Davon dürfte bei Carlos Grethe und Amanubus Faure ein wenig mehr vorhanden sein; indessen, die Gestüde des einen und die Zirkuskomödie des anderen sind zwar flott aber geistlos gemalt.

Wien ist in dieser historischen Rückschau so ungenügend und schwach vertreten, daß sich darüber nichts sagen läßt. Aus Weimar kam Ludwig von Hofmann mit einigen sehr frühen und interessanten Arbeiten. Man sieht die Einflüsse der Samannlinie, die Arabeske des Mucha, das Spirituelle des schnell entarteten Jugendstils. Die späteren Bilder sind Spiegelungen des Noir, rosig im Fleisch und rundlich, was den Typus des Weibes betrifft. Ohne Frankreich ist Hofmann nicht gut denkbar; und dennoch hat er in Deutschland, wie ein Prophet Arabiens, neuen, heiteren Empfindungen den Weg bereitet. Von den übrigen Weimaranern sind die meisten — Ausland oder wenigstens Fremdling: Gari Melchers ist ein illuminiertes Amerikaner, Egger-Riens knurrt als begeistertster Tiroler, Madensen träumt von der Worpssweder Heide. Robert Breuer.

## Kleines feuilleton.

### Das Fest der Eidechsen.

Vor dem Taubenhause der Pension gurrt das verbuhlte Volk der Tauben liebebergnügt einem schönen Frühlingstag entgegen. Im breiten Gefäß der offenen Fenster spiegeln sich im silberglänzenden Morgenlorit der grandiose Felswuchs der Rosengarten-gruppe.

Die junge Sonne wirkt schon heiße Glut auf das Unterfach, so auch auf das Bett mit mir, den Erwachenden.

In den Beimgärten linden die Amseln:

„Auf, die Sonne ist da!“

Ich fliege wie ein Pfeil aus dem Bett — schnell hinaus in den leuchtenden Frühling — eins, in die Hose, zwei in die Stiefel — die Sehnsucht ist der beste Kammerdiener — drei, Kragen, Halsbinde, Weste — graue Stube lebe wohl, du siehst mich einen ganzen Tag nicht.

Laufe die Treppe hinunter und stürze mich wollüstig in den Strom der durchsonnten Luft, der durch die Straßen des kleinen südtiroler Kurortes flutet.

Einen Blick auf das Dach des Kurhauses —

Hurra, Hurra, dort oben wimpeln die Fahnen der Hoffnung: Hemden, Unterhosen und noch biskrettere Begleitungsstücke, die dort zum Trocknen aufgehängt sind.

Ihre Gegenwart zeigt einen schönen Tag an.

Die Bäcker des Kurhauses sind wetterkundige Autochthonen, die ihre zu trocknende Wäsche keinen Wetterchwankungen aussetzen. Ich bin ganz in Sonne getaucht.

Die niedrigen Felsbruchmauern, die die reichen Weinberge des Ortes einfrieden, glühen wie Wäddchen.

In den Rissen, auf den rauhen Flächen des verwitterten Gesteins spielen hunderte Eidechsen; tanzen, hüpfen, singen Insekten und freuen sich der Sonne.

Ein Dach singt sich in die Ferne ein.

Am grünen Ufer entlang schreite ich. Alte, knorrige Weiden werfen dünne Schattenruten auf das lichtbeglänzte Band des Fußweges.

Auch hier eine Menge Eidechsen. Die schlanken, grüngrauen Körperchen dieser zierlichen Reptilien sitzen wie lebendige Sonnenstrahlen in unbändigem Frohsinn zu beiden Seiten meiner Wanderschaft.

Sie tanzen Sonne, trinken Sonne, leben Sonne!

Unbeschreiblich glückliche Tiere.

Weit in der Ferne ragen die Giebel der Konservensfabrik. Dreihundert und mehr junge italienische Arbeiterinnen arbeiten darin zwölf Stunden in dumpfdunklen Räumen. Auf meine Augen legt sich ein Krübel. Ich denke an diese armen Mädchen.

Sie arbeiten in halber Nacht, leben darin und ersticken im Dunkel ihrer Jugend.

Unbeschreiblich unglückliche Menschen!

Alfons Pegold.

### Literarisches.

Rolf Giorth Schöhen: Der Herrscher. Der Verlag Ernst Rowohlt (auch der Entdecker des früh verstorbenen Georg Heym) hat eine gute Witterung für starke Talente. In Giorth

Schönen, dem Kortweger, scheint eine ungewöhnliche Begabung ihre Schwingen zu regen. Es stehen sich wieder einmal die ewigen Kontrasttypen gegenüber: der starre Willensmensch, der über den Nacken des Nächsten ohne Wimperzucken schreitet und selbst das Verbrechen unter philosophischer Rechtfertigung in seinen Dienst zieht, wenn es seine Erfolgsgier erfordert, und der Bewissensmensch, dessen Machtverlangen durch die herkömmliche Moral gebändigt wird. Welches ist der Herrscher? Beinahe bringt Cassel, der Mann der skrupellosen Eroberernatur, Finn Harting dazu, seine Ideen anzunehmen, den Herrscher unserer Tage nicht im Feldherrn, Monarchen oder Künstler zu erblicken, sondern im Millionär, der mit kühlem Hirn und tadellosem Neuzern kein Mittel scheut, sein Vermögen zu verdoppeln, aber Finn, schon auf halbem Wege zur These vom Recht des Stärken und Rücksichtslosen, kann doch den letzten Schritt zur Philosophie der Grausamkeit nicht machen, weil er demütig vor großen Gefühlen steht und die Achtung ihm immer den Arm lähmen wird, wenn dieser Arm zur Vernichtung derer ausholen will, die von solch einem großen Gefühl im Leben getragen werden. Und so mischen sich auch in Finns Seele selbst mit dem Willen zur Macht große Gefühle, die ihn schließlich die Ziele verlieren und bei willenloser Stille ankommen lassen. Er hat es zu nichts gebracht, aber er hat sich die Scham und die Menschlichkeit bewahrt. Vor ihm liegt sein kleiner Sohn, er möchte ihn davor bewahren, ein armer Besitzloser zu bleiben, wie er und doch — er hegt die Hoffnung, daß auch dieser neue junge Mensch das gewissenlos egoistische Herrschertum verschmähen wird, um seine Seele zu bewahren. Die Kämpfe, die Philosophie des Herrschers sind mit einer ungewöhnlichen Klarheit des Gefühls dargelegt, umrankt von den Arabesten kluger Beobachtung und Schilderungskunst. Giorth Schönen steht zwar im unerkennbaren Zeichen J. V. Jenseins, doch funkelt in seinem Stil, seiner Gestaltung, der Bildkraft seiner Phantasie eine starke Eigenkraft, mit der der Autor bis zu Ende zu interessieren versteht.

**Landwirtschaftliches.**

Der Kampf gegen die Heuschrecken. Die Landwirtschaftsabteilung der südafrikanischen Regierung erklärte vor Kurzem, daß die Heuschreckenplage fortan als überwindlich betrachtet werden könne. Sonderbarerweise gibt es in Südafrika Leute, die sich keineswegs über die Nachricht freuen — es sind dies noch einige der echten, alten gottesfürchtigen Buren, die glauben, daß die Vernichtung der Heuschrecken ein Sich-auslehnen gegen den Willen Gottes sei, der die Plage den Menschen schickte. Als die Regierung vor Jahren eine Umfrage veranstaltet hatte, machte sich diese Gruppe abergläubischer Buren mit ihrem Protest gegen Maßregeln zur Vertilgung der Insekten sehr bemerkbar.

Ein Heuschreckenschwarm ist für den, der ihm begegnet, eine sehr unangenehme Sache. Die Luft ist von ihnen angefüllt, der Boden wie ein Teppich damit bedeckt — und der Gestank toter Heuschrecken ist mit keinem andern zu vergleichen. Manche Marschkolonnen im Burenkrieg wurde durch solch einen Schwarm aufgehalten.

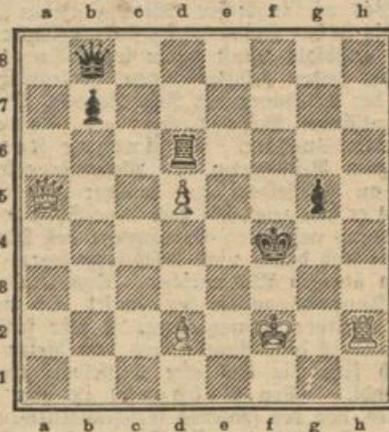
Die Vertilgungsmethode, die man in Südafrika hauptsächlich anwendet, ist das Vergiften des Grases, in dem sich die (hüpfende) Heuschrecke bewegt, durch eine arsenhaltige Zuckerslösung, mit der man es benetzt. Auch Cypern litt von jeher furchtbar unter der Plage. Die früher dort üblichen Methoden, sie zu bekämpfen, waren oft originell. Heilige Bilder wurden ihnen entgegengetragen; leider verlor 1411 bei einer solchen Gelegenheit ein Mönch, der den Schwarm verfluchte, das Leben, denn er wurde von der Menge der Insekten einfach ersticht. Später hört man von roten und schwarzen Vögeln, die wie die Staren Schwärme flogen und durch ihren Gesang und ihren Flug die Insekten vernichteten. Noch später, 1628, hat der Erzbischof am den Kopf St. Michaels, eines Märtyrers, damit er die Plage vertreibe.

Erit die englische Regierung hatte mit etwas moderneren Methoden den rechten Erfolg. Sie führte das Schirm- und Grabensystem ein. Ein drei Fuß hoher Schirm aus Sackleinwand mit einem vier Zoll breiten oberen Rand aus Wachstuch wird quer zur Richtung des Heuschreckenzuges aufgestellt, während die Insekten sich noch im Hüpfstadium befinden. Hierauf werden, im rechten Winkel zum Schirm, Gruben gegraben, sechs Fuß lang, 2 1/2 Fuß breit, 3 Fuß tief, in ungefähr 40 Meter Abstand. Wenn die Insekten vergebens versucht haben, über den Schirm zu kriechen, dessen Wachstuchante ihnen keinen Halt bietet, wenden sie sich nach links oder rechts und fallen dann in die Gräben, deren oberer Rand mit 9 Zoll breiten Zinkreifen versehen ist. Des Zinkes wegen können sie nicht aus den Gräben herauskommen und werden allmählich lebendig begraben. Im Jahre 1883 wurden auf diese Weise 200 000 Millionen (!) Heuschrecken vernichtet. Infolgedessen ist die Heuschreckenfrage in Cypern eine ganz nebensächliche geworden. In den letzten Jahren hat man übrigens auch die südafrikanische Methode der Grasvergiftung in Anwendung gebracht.

**Schach.**

Unter Leitung von E. Alapin.

Troizki.



Weiß zieht und gewinnt.

8. Dd3f, Kc6 (f6); 9. Dc4f, KxKd5; 7. Dc4f, KxKd5; 6. Dc4f, Kc6 (f6); 5. Dc4f, Kc6 (f6); 4. Dc4f, Kc6 (f6); 3. Dc4f, Kc6 (f6); 2. Dc4f, Kc6 (f6); 1. Dc4f, Kc6 (f6).

**Russisch.**

In Eberfeld 1912 gespielt.

G. Wiarza. G. Schuster.

1. e2—e4 e7—e5

Die Symmetrie trägt in sich meistens den Keim des Nachteils für Schwarz, da Weiß am Zuge ist und zuerst zum öfters entscheidenden Schläge ausholen kann. Schwarz tut also meistens am besten, so früh als möglich von der gefährlichen Symmetrie abzuweichen. Auch hier ist deshalb 1. .... e7—e6 („Französisch“) vorzuziehen.

2. Sg1—f3 Sg8—f6

Eine voll auf befriedigende Verteilung statt des Zertuges ist nach dem schwächeren, vorübergehenden Zuge nicht bekannt. Als verhältnismäßig am besten gilt zuerst 2. .... Sc6; 3. Lb5, a81; 4. La4 und nun erst 4. .... Sf6. Aber auch hier ist nach 5. De2! Weiß vorzuziehen. Der symmetrische Zertzug ist allerdings für Schwarz noch weniger zu empfehlen.

3. Sf3xg5 d7—d6

Schwarz mußte von der Symmetrie abweichen; denn 3. .... Sxg4? wäre wegen 4. De2! sofort verderblich.

4. Se5—f3 Sf6xg4

5. Sb1—c3!

Mit 5. d3, Sf6; 6. d4, d5 gelangt man durch Zugumstellung zur Abtauschvariante der „Französischen“ Partie (1. e4, e6; 2. d4, d5; 3. e4, e6; 4. Sf3, Sf6. Die Stellungen wären identisch.)

Auf den üblichen Zug 5. d4, der dem Zertzuge nachsteht, kann Schwarz mit 5. .... d5 die Springerstellung auf e4 einweisen behaupten, wodurch er eine Zeitlang das Übergewicht eines Tempes behält, das zu Ausgleichversuchen mit 6. Ld3, Ld6 (oder auch Lc7) verwendet werden kann.

Der Zertzug ist am stärksten, weil er den Sc4 zur sofortigen Entscheidung zwingt, indem 5. .... d5? wegen 6. De2!, Lc7; 7. SxS, dxc4: 8. Dxc4, 0—0; 9. Lc4 ic. nicht angeht.

5. .... Se4xc3

Mit 5. .... Sf6; 6. d4, d5 würde Schwarz sofort ein gegeben, daß es besser, war „Französisch“ zu spielen. Denn bei 1. e4, e6; 2. d4, d5; 3. e4, e6; 4. Sf3, Sf6; 5. Sc3 wäre Schwarz am Zuge, während bei der obigen Variante in genau derselben Stellung Weiß zu ziehen hat.

6. b2xc3

Noch klarer ist der Stellungen-

vorteil von Weiß bei 6. dxc3, Lc7; 7. Lc3, Sc6; 8. Dd2 nebst event. 0—0.

6. .... d6—d5  
Auch bei 6. .... Lc7; 7. d4, 0—0; 8. Tbl ic. ist Weiß im sichtbaren Vorteil wegen offener Linien und Diagonalen nebst wirksamen Zentrumsbauern.

7. d2—d4 Lf8—e7  
8. Lf1—d3 Sb8—d7  
9. 0—0 0—0  
10. Tff1—e1 Sd7—f6  
11. Sf3—e5 Lc7—d6

Zählt man die Tempis ab, so hat Weiß deren 8 (vom Anzuge abgesehen) gegen nur 5 des Gegners. Sein Stellungsvorteil ist hiermit außer Zweifel.

12. Lc1—g5 e7—c5  
13. Ta1—b1 c5—c4  
14. Ld3—e2 Ta8—b8  
14. ... Da5; 15. Dd2, Dxa2?; 16. Ta1 fohete die Dame.

15. Lc2—f3 Lc8—e6  
16. Se5—g4 Le6xg4  
Auf 16. ... Lc7; 17. SxSf, LxS; 18. Lf4 verliert Bb7 die Dedung. Beim Zertzug wird aber der Bd5 allmählich krank. Schwarz hat eben viele Schwächen in der Position.

17. Lf3xg4 Ld6—c7  
18. Lg5xf6

Weiß sucht konsequent dem Bd5 alle Deckungen zu entziehen.

18. .... Dd8xf6  
19. Dd1—f3 Df6—d6  
20. Te1—e5 f7—f5  
Auf Tfd8 folgt Tb5. Auf f6 hingegen Dxc5.

21. Lg4—h3

Falls 21. Lxf5, so 21. ... Dh6; 22. Lc6f, Kh8; 23. Th5, TxD; 24. TxD, Txc3, 3. B. 25. Th5, Txc2; 26. Txd5 (Lf5, Txa2 oder Txb7, KxT; Lf5f, Kg8; LxT, Lb6 ic.) 26. ... Txa2; 27. Td7, Lb6; 28. Lxc4, Td2 ic.

21. .... Dd6—a3  
22. Df3xd5f Kg8—h8  
23. Te5xf5 Da3xa2  
23. ... Dxc3; 24. Txc4, TxcT; 25. Dc5 ic.

24. Tb1—e1 Tf8xf5?

Etwas besser war 24. ... Tf6; 25. Tfl, Te7 ic.

25. Lh3xf5 Da2—a5  
26. Dd5—f7 Da5—b5  
27. Lf5—d7 Aufgegeben.

(Diese einfache und gute, wenn auch nicht Weltmeisterpartie illustriert ziemlich beweiskräftig die Minderwertigkeit der „Russischen Verteidigung“.)